

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Johann Jacoby

[urn:nbn:de:bsz:31-336908](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336908)

Johann Jacoby.

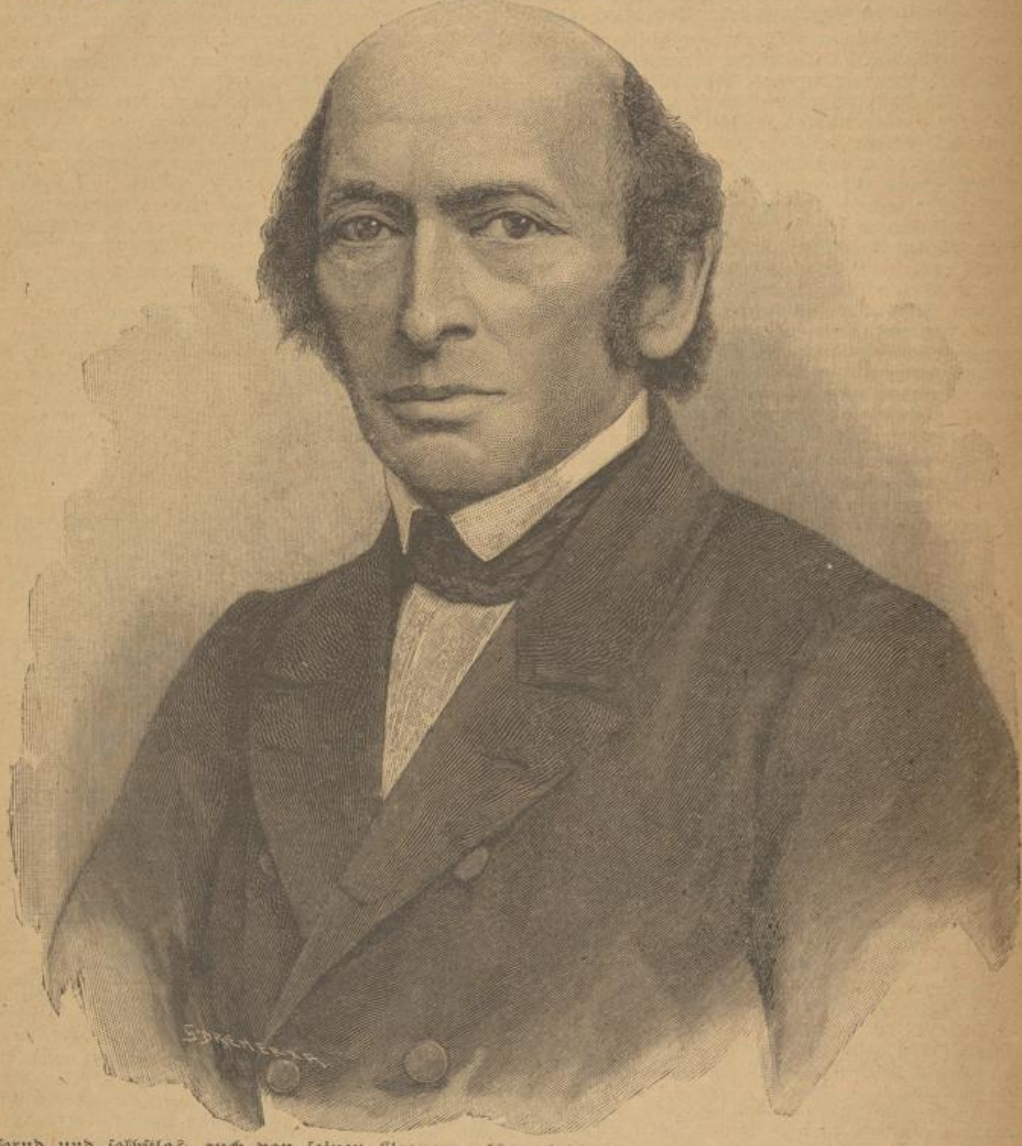
(Geboren 1. Mai 1805 — gestorben 6. März 1877)

„Die Wahrheit trägt ein Schwert,
Gerechtigkeit hat es geschmiedet.“

„Als Mensch und Privatmann unsträflich, von fleckenloser Reinheit des Charakters, im persönlichen Verkehr liebenswürdig und human, als Arzt ebenso fundig, wie

üblicherweise als Metrolog dem am 6. März 1877 verstorbenen Manne widmete.

Dieses treffliche Urteil eines vorwiegend konservativen Blattes muß alle Freunde und Gesinnungsgenossen des Dahingeshiedenen mit Freude erfüllen; das



aufopfernd und selbstlos, auch von seinen Gegnern als ehrlicher, überzeugungstreuer Idealist hochgeachtet, war Jacoby bis an das Ende seiner Tage eine der populärsten Figuren Königsbergs; seine Schriften, die vor einigen Jahren gesammelt erschienen und von denen das Leben Heinrich Simons besonderes Aufsehen erregte, zeichnen sich durch Reinheit des Stils, Klarheit und Schärfe der Auffassung aus.“

Mit vorstehenden Worten schließt der liberal-konservative „Hamburgische Korrespondent“ den Artikel, den er

unbedingte Lob des Menschen aus gegnerischem Munde ist ein überaus ehrendes Zeugnis für den Charakter Jacobys.

Zum Jahre 1805 zu Königsberg geboren und nach den üblichen Universitätsstudien und wissenschaftlichen Reisen in seiner Vaterstadt als Arzt etabliert, machte Jacoby sich zunächst innerhalb der Grenzen seines Berufs auf ehrenvolle Weise bekannt. Als 1830 im Königreich Polen die Cholera mit einer Heftigkeit ausbrach, welche ganz Europa mit panischem Schrecken erfüllte und zu den un-

gedauerlichsten Vorstellungen von dem ansteckenden Charakter dieser so gut wie unbekanntem asiatischen Seuche Veranlassung gab, bewog der damalige Oberpräsident der Provinz Preußen den jungen talentvollen Arzt zu einer Forschungsreise nach dem schwer heimgesuchten Warschau.

Jacoby übernahm diesen Auftrag und führte ihn in erfolgreicher Weise durch; er wirkte mehrere Monate an einem Cholerahospital, lernte die geheimnisvolle Krankheit so genau kennen als es möglich war, berichtete die Vorstellungen seiner Kollegen und des Publikums durch mehrere Aufsätze über dieselbe und lehrte nach Königsberg erst zurück, als es auch dort gegen die unaufhaltsam nach Westen vordringende Epidemie (schon 1832 kam die Cholera über England nach Amerika) Hilfe zu leisten galt.

Jacobys ärztlicher Ruf war fortan begründet, und da er denselben durch außerordentliche Tätigkeit und durch selbstlose Humanität, namentlich gegen die ärmeren Klassen, zu befestigen wußte, gehörte er fortan zu den geachteten, vielfach auch von auswärts gesuchten medizinischen Autoritäten seiner Vaterstadt.

Aber seinem hochstrebenden, klaren Geiste konnte es nimmermehr genügen, dem einzelnen kranken Menschen Hilfe angedeihen zu lassen; er wollte, er mußte dieselbe auch dem kranken Staate, der kranken Menschheit darbieten.

Ein eingehendes Studium der Geschichte der großen französischen Revolution, für die er hochbegeistert war, dann der damals in Deutschland allgemein populäre polnische Aufstand gaben Jacoby noch besondere Anregung bei seinem öffentlichen Auftreten in seiner Vaterstadt; schriftstellerische Begabung und die strenge, rücksichtslose Logik der Kantischen Schule kamen ihm bei demselben zu statten, so daß Jacoby schon zu Ende der 30er Jahre für die Verbreitung demokratischer Grundfälle in seiner Vaterstadt eine außerordentliche Tätigkeit entfaltete.

Die alte Geschichte von dem „liberalen“ Kronprinzen spielte auch im Jahre 1840. Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung wurde mit übermäßiger Begeisterung vom preussischen Volke begrüßt — der „liberale“ Kronprinz hatte den Thron des starren Königs bestiegen.

In Königsberg ließ sich der neue Monarch krönen. Die alten Landstände der Provinz Preußen wurden einberufen, um dem König zu huldigen und ihre Privilegien sich bestätigen zu lassen. Da erinnerten die Landstände den König an das Gesetz, welches Friedrich Wilhelm III. am 15. Mai 1815 erlassen hatte und durch welches eine allgemeine Landesvertretung zugesichert worden war.

Ungnädig wurden die Landstände entlassen. Und verlor in jener Zeit jedermann, welcher an das königliche Versprechen, in den Zeiten der Gefahr gegeben, erinnerte.

Trotzdem erschien im Jahre 1841 eine epochenmachende Schrift: „Vier Fragen eines Ostpreußen.“

In derselben wurde an das Versprechen Friedrich Wilhelms III. in eindringlicher Weise erinnert, und die Wünsche der ostpreussischen Landstände wurden in scharfer, präziser Weise formuliert. Zuerst fiel der Verdacht auf den Oberpräsidenten von Schön. Jacoby aber sandte dem König selbst ein Exemplar der Schrift.

Diese Freimütigkeit, diese Geradheit wurde durch einen Prozeß belohnt. Das Berliner Kriminalgericht verurteilte Jacoby zu 2½ Jahren Festungshaft; der Appellations Senat des Kammergerichts aber sprach ihn frei.

Verschiedene Broschüren folgten; so: „Das königliche Wort Friedrich Wilhelms III.“, welches ihm eine Majestätsbeleidigungsslage einbrachte. Eine Verurteilung erfolgte nicht.

Das Jahr 1848 war herangebrochen und fand Jacoby als den gereiften Politiker vor. Er war kampfgewöhnt, und das kam ihm in den Jahren des Kampfes sehr zu statten.

gewöhnt, und das kam ihm in den Jahren des Kampfes sehr zu statten.

In die preussische Nationalversammlung gewählt, finden wir ihn auf der äußersten Linken. Und als die Nationalversammlung eine Deputation, zu der auch Jacoby gehörte, zu dem König sandte, die denselben über die Lage des Landes ausklären und zu einem Ministerwechsel bestimmen sollte, da fiel, weil der König die Deputation nicht anhören wollte, das denkwürdige Wort:

„Es ist eben ein Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen.“

Das „Nein“ des Königs hat den Präsidenten von Unruh und sämtliche Mitglieder der Deputation verplüßigt, nur der unscheinbare Königsberger Arzt zeigte eine seltene Schlagfertigkeit und bewahrte den „Männerstolz vor Königssthronen“.

Die Reaktion brach immer schonungsloser herein; die Nationalversammlung wurde nach Brandenburg verlegt, Berlin in Belagerungszustand versetzt. Die größere Anzahl der Mitglieder der Nationalversammlung, darunter selbstverständlich Jacoby, blieb in Berlin und antwortete auf die Maßnahmen der Regierung mit dem Beschlusse der Steuerverweigerung. Infolge dessen wurde die Versammlung durch das Militär mit Waffengewalt gesprengt.

Im April 1849 trat Jacoby in die deutsche Nationalversammlung.

Ueberall machte die Reaktion sich mehr und mehr geltend.

Die Vertrauensübeligen, unter ihnen auch der bekannte badische Hofrat Weider, wollten dies nicht bemerken. Als im sogenannten Fünzigerausschusse Weider sich eifrig bemühte, heftig auf und ab laufend und gestikulierend, den Beweis für die Unmöglichkeit der Reaktion zu führen, und schließlich ausrief: „Wo sehen die Herren denn nur die Konterrevolution?“, zeigte Jacoby mit der größten Ruhe auf den Hofrat selber hin und sagte: „Dort springt sie herum!“

Der klare Denker von Königsberg ließ sich eben nichts weis machen.

Als Mitglied des Rumpparlamentes in Stuttgart entfloß er, nachdem dasselbe durch brutale Gewalt gesprengt worden war, nach der Schweiz.

Als er aber hörte, daß er wegen Teilnahme an dem Rumpparlament des Hochverrats angeklagt sei, kehrte er sofort nach der Heimat zurück und stellte sich den Gerichten.

Am 8. Dezember 1849 stand er in Königsberg vor dem Schwurgericht. Einzig und allein hielt er den Geschworenen die Unverletzlichkeit der Deputierten vor und verweigerte auf das Bestimmteste, sich auf irgend eine Debatte über den Inhalt und die Motive der Stuttgarter Beschlüsse einzulassen. Dieser männlichen Weigerung fügte er nur die Worte hinzu: „Die Geschichte allein hat zu richten zwischen der deutschen Nationalversammlung und deren Gegnern; die Geschichte allein hat zu entscheiden, auf welcher Seite Wahrheit und Recht, auf welcher Seite Untreue und Verrat gewesen sind!“

Die Königsberger Geschworenen sprachen ihn frei. Bis zum Jahre 1858, in den Zeiten der trassesten Reaktion, hören wir wenig von Jacoby. Nach dem Sturze des Ministeriums Mantuffel aber, im Jahre 1858, veröffentlichte er eine Schrift: „Die Grundfälle der preussischen Demokratie“, die zur Erweckung und Stärkung des demokratischen Geistes im Volke wesentlich beitrug.

Nachdem die im Jahre 1861 gebildete deutsche Fortschrittspartei unter dem bestimmenden Einflusse der in ihr vorhandenen demokratischen Elemente einen früheren Zug in das öffentliche Leben in Preußen gebracht hatte, der sich bald zum Konflikte mit der Regierung aufspitzte, nahm Jacoby im Oktober 1863 vom zweiten Berliner Wahlkreise ein Mandat zum Abgeordnetenhanse an und zählte zu den Mitgliedern der entschiedensten Opposition.

Nachdem der nachgiebige Abgeordnete Fördendek sein versöhnendes Amendement bei Beratung der Militär-

organisation eingebracht hatte, verließ die Debatte in schwachvoller Weise, voller Nachgiebigkeit und Devotion; nur mit leeren Freiheitsphrasen um sich werfend, lamentierten die Stimmführer der Fortschrittspartei von Volksrecht und Volkswehr.

Selbst Waldeck schwang sich nicht immer zur vollen männlichen Opposition auf — es tat ihm augenscheinlich leid, daß der König selbst, dessen „eigenes Wort“ das Objekt des Streites war, in das Spiel kam, und dieser Gedanke lähmte den loyalen Demokraten.

Anderš Jacoby. Er allein brachte die Debatte wieder zur Höhe, und wir erinnern uns noch genau, was die damals freisinnige „Erfelder Zeitung“ von der Jacoby'schen Rede sagte:

„Scharf und glänzend, wie eine Damaszener Klinge, fuhr die Rede Jacoby's in die graue Flachheit der Debatte und hob dieselbe wieder zur politischen Höhe.“

Aber auch außerhalb des Abgeordnetenhauses war Jacoby jetzt wieder energisch tätig; er suchte durch Rede und Schrift den freihetlichen Geist im Volke zu nähren und zu pflegen.

Als er in einer Rede an seine Wähler darlegte, daß das Volk, wenn es aus dem vorhandenen Konflikt mit der Regierung nicht besiegt und gedemütigt hervorgehen wolle, selbst vor der Steuerverweigerung nicht zurückschrecken dürfe, wurde er 1864 zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt.

„Wo wir nicht mitraten, wollen wir auch nicht mit-taten“ — so lautete sein auf das Rechtsbewußtsein gestützter Anspruch.

In derselben Rede rief er den jubelnden Berliner Bürgern zu: „Soll Preußen als Rechtsstaat entstehen, muß notwendig die Militär- und Zünftertaut Preußen untergeben.“ —

Das Jahr 1866 mit seinen Folgen war über Deutschland hingebraut — und diese Folgen hatten viele sonst klaren Köpfe verfinstert; Jacoby aber blieb sich selbst treu.

Einen mächtigen Umschwung in der öffentlichen Meinung hatten die preußischen Waffenerfolge des Jahres 1866 im Gefolge; nur wenige vermochten sich dem Einfluß derselben zu entziehen.

Jacoby aber, der vor jenem bornierten und prahlerischen Gebaren, das sich damals schon, wie heutzutage, als wahrer Patriotismus aufspielen wollte, tiefen Ekel empfand, zählte zu diesen wenigen. Er beflagte den Weg zur Einigung Deutschlands, den Bismarck eingeschlagen hatte, auf das tiefste, weil er einsah, daß solche Einigkeit das Grab der Freiheit sein werde. Deshalb behielt er seine oppositionelle Stellung im preußischen Abgeordnetenhause und in der von ihm begründeten „Zukunft“ bei, unbekümmert darum, daß fast alle seine früheren Mitkämpfer „Bismarcker“ geworden waren und sich von ihm abwandten.

Die Fortschrittspartei, die damals in Berlin herrschte, ließ natürlich auch bei den Wahlen den Demokraten Jacoby fallen — jene Partei zeigte, daß sie zur Bismarck'schen Reaktion übergegangen war.

Im Januar des Jahres 1870 sprach Jacoby zum letzten Male zu seinen Wählern.

Die Sozialdemokratie war inzwischen in Berlin mächtig geworden. Die Versammlung fand im neuen Gesellschaftshause statt und war von 3000 Männern besucht. Bei der Bureauwahl wurden die Reichstagsabgeordneten des Norddeutschen Bundes, Schweizer und Hasenclever, mit großer Majorität zu Vorsitzenden gewählt; die fortschrittlichen Freunde Jacoby's suchten ihn nun zu bewegen, nicht zu reden.

Doch Jacoby achtete das Selbstbestimmungsrecht des Volkes und hielt unter lautloser Stille vor Sozialdemokraten seine erste sozialistische Rede, die unter dem Titel: „Das Ziel der Arbeiterbewegung“ im Verlag von A. Cohn, Berlin, herausgegeben wurde.

Mit erhobener Stimme sprach Jacoby folgende Worte:

„Die Arbeiterfrage, wie wir sie auffassen, ist keine bloße Magen- und Geldfrage, sie ist eine Frage der Kultur, der Gerechtigkeit und Humanität. Wenn unsere Staats- und Gesellschaftsrettungen, die „glorreichen“ Errungenschaften der Blut- und Eisenpolitik als eine verschollene Sache längst der Vergessenheit anbeimgelassen, wird man es unserer Zeit noch als Verdienst anrechnen, daß sie den Genossenschaftsgeist, den Keim menschlicher Tugend und Größe in der Arbeiterwelt belebt und gepflegt und dadurch den Grund gelegt hat zu einem neuen, auf dem Prinzip der Gleichheit und Brüderlichkeit beruhenden wahrhaft sittlichen Gesellschaftsleben. Die Gründung des kleinſten Arbeitervereins wird für den künftigen Kulturhistoriker von größerem Wert sein, als der Schlachttag von Sedan.“

Allgemeiner Beifall folgte diesen Worten; nur die anwesenden „Freunde“ Jacoby's machten erheblich lange Gesichter.

Aus der bedeutenden Rede wollen wir zunächst noch folgenden Satz hervorheben:

„Versuchen Sie es einmal, das Vorrecht der besthenden Klassen, den Machtmißbrauch des Großkapitals, das herrschende Borg- und Kreditſystem anzugreifen oder auch nur von einer „gleichmäßigeren Verteilung der materiellen Güter“ zu sprechen — und sofort wird man in gewissen Kreisen Sie als einen Feind aller gesellschaftlichen Ordnung, als sozialen Negler und Kommuniten verdammen.“

In dem herrlichen Schlußſatz der Rede aber gipfelte der ganze Edelsinn und die ganze Seelengröße des Mannes:

„Politische und soziale Freiheit, — Freiheit des Bürgers ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Lohnarbeiter, — das ist die Aufgabe unseres Jahrhunderts. Die Errungenschaften der Blut- und Eisenpolitik, der Waffenlärm unserer Tage, das Ringen und Jagen nach Macht und Herrschaft, nach Reichtum und Sinnengenuß — es sind nur Wellenkräuselungen auf der Oberfläche des Zeitstromes; — in der Tiefe — still, aber unaufhaltſam — schreiet vor die Erkenntnis der Natur und des Geistes, und mit dieser Erkenntnis das Bewußtsein der Selbstherrlichkeit des Menschen — der weltbewegende Gedanke der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller! Mögen auch Jahre und Jahre darüber vergehen, erfüllen wird sich das Wort der Schrift, jene frohe Botschaft, die der elektrische Draht als ersten Gruß des freien Amerika zu dem — von Waffen starrenden Europa herüberbrugg: Friede auf Erden und — den Menschen ein Wohlgefallen!“

Durch diese Rede war Jacoby von dem Boden der bürgerlichen Demokratie gewichen; noch gehörte er der Sozialdemokratie nicht vollständig und besonders noch nicht formell an — die politischen Ereignisse mit ihren rohen, gewaltsamen Erscheinungen sollten aber auch hierzu den Anlaß geben.

Jacoby protestierte selbstverständlich, wie alle freiheitsliebenden Männer, gegen die Fortführung des deutsch-französischen Krieges nach Sedan und gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen.

In einer Volksversammlung zu Königsberg trat er für das Selbstbestimmungsrecht des Volkes auf und verdamnte in schneidender Schärfe die Eroberungen an Land und Leuten; „die Völker sind keine Herde, über welche man ohne ihre Zustimmung verfügt“ — so weterter der furchtlose Greis.

Mit dem Vorstehenden diese Versammlung mußte er diese „politische Läusdung“ in Löben auf der Festung „bißen“, wohn in der Nachtprug des Generals Vogel von Falckenheim führte. Die „Wiener Freie Presse“ äußert sich über dieses Ereignis folgendermaßen: „Alle politischen Parteien ohne Unterschied bemächtigte sich namenlose Entrüstung, als der selbstloseste aller Volksmänner in die Gefängniszelle von Löben abgeführt

wurde.“ — Außerlich allerdings trugen die Parteien solche Entrüstung zur Schau, aber in Wirklichkeit freute sich die ganze reaktionäre und Bourgeoisgesellschaft über den „tapferen“ General.

Uebrigens wurde Jacoby nach einigen Wochen ohne irgend ein Urtheil wieder freigelassen.

Im Jahre 1872, nach der Verurteilung der Reichstagsabgeordneten Liebknecht und Bebel wegen Hochverrats — eine Verurteilung, welche bei hervorragenden Juristen und selbst bei der antisozialistischen Presse vielfach getilgt wurde —, trat Jacoby auch formell der Sozialdemokratischen Partei bei. Der Brief, den er in bezug auf seinen Beitritt an die Redaktion des „Volkstaat“ schrieb, lautet:

„Königsberg, 2. April 1872.

Geehrter Herr! Die Verhandlungen in dem Hochverratsprozeß gegen Liebknecht, Bebel und Genossen bestimmen mich, der sozialdemokratischen Arbeiterpartei beizutreten. Sie haben wohl die Güte, einliegender Beitrag dem Ausschusse gefälligst zu übermitteln und denselben in meinem Namen zu ersuchen, mich fortan als Mitglied der Partei betrachten zu wollen.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Dr. Joh. Jacoby.“

Was war das für ein Geschrei in Israel! Man hätte in der Presse fortwährend die Meinung verbreitet, als ob in der Sozialdemokratischen Partei sich nur Vagabunden und Abenteurer befänden — und nun trat einer der matellosesten Männer dieser „Abenteurerpartei“ bei.

Das war zu viel. Jacoby wurde als „überspannter Kopf“ ausgeschrien, und aus dem nüchternen Philosophen suchte man einen Schwärmer zu machen. Derselben Leute, diese feilen Literatenseelen, hatten noch kurz zuvor, wenn sie Jacobys gedachten, in nachfolgender oder ähnlicher Weise geschrieben: „Der kategorische Imperativ in Person, die logische Folgerichtigkeit in menschlicher Verkörperung, Immanuel Kant aus der Metaphysik ins Politische überetzt — das ist Johann Jacoby, der unbengsame Freiheitskämpfer.“

Als jedoch nun Jacoby aus logischer Folgerichtigkeit Sozialdemokrat wurde, da sagte man von „unbegreiflichem Irrtum“ und dergleichen mehr.

Doch der „Irrtum“ war nun einmal begangen und fortan gehörte der Denter von Königsberg der Sozialdemokratie unwiderruflich an.

Im Jahre 1874 wurde Jacoby vom Vorpuziger Landkreis von den Sozialdemokraten zum Reichstagsabgeordneten gewählt. Er lehnte diese Wahl leider ab. Seiner Ansicht nach war jeder Versuch vergeblich, die derzeitige Entwicklung Deutschlands durch parlamentarische Thätigkeit zum Guten zu führen; wir teilen diese Ansicht, doch meinen wir, daß die Annahme der Wahl von seiten Jacobys von bedeutender agitatorischer Wirkung für die Sache der Freiheit und des arbeitenden Volkes gewesen wäre. An den Reichstagsabgeordneten Geib, der ihn zur Annahme des Mandats bewegen wollte, schrieb Jacoby folgendes:

„Um zu bekunden, daß wir Sozialdemokraten „die wirklichen Erben der alten Demokratie sind“, — dazu bedarf es nicht erst meines Zeugnisses im Reichstage; wer die Grundsätze der alten Demokratie kennt und zugleich folgerichtig zu denken imstande ist, wird darüber nicht im Zweifel sein.“

Jacoby, als alter Parlamentarier, kannte das Leben und Treiben in den Parlamenten und schrieb in demselben Brief noch folgende Satire:

„Uebrigens glaube ich, Ihr alle werdet es nicht lange aushalten unter dieser Sippschaft überflüchteter Totengräber.“

Jacoby hatte wohl recht, daß es den sozialistischen Abgeordneten nicht gefallen würde unter den Mamelucken des Reichskanzlers, — aber — aber, es muß so mancher in einen sauren Apfel beißen, und ohne Agitation, ohne wirksames Eintreten auf jeglichem Kampfboden, der uns offen steht, wird die Sache der Arbeit, die Sache des Rechtes und der Freiheit nicht den entscheidenden Triumph feiern, der zugleich Gewähr ist, daß, unbeirrt von allen reaktionären Umwandlungen und Erscheinungen, die Kulturentwicklung der Menschheit den denkbaren glänzendsten Verlauf nimmt.

Es war schade, daß Jacoby nicht in den Reichstag eintrat, doch, wenn er angesichts der vielen vorhandenen jüngeren Kräfte seinem Prinzip treu blieb, so hat niemand das Recht, ihn seiner Handlungsweise wegen zu tadeln. —

Zu Anfang 1877 erkrankte Jacoby an einem Steinleiden, welches eine Operation, und zwar, da man die größeren Steine nicht zu zertrümmern vermochte, einen sogenannten Steinschnitt nötig machte.

Vor der Operation bemerkte er: „Ich bin des Lebens nicht müde und halte es für Pflicht, das Leben mit allen erlaubten Mitteln sich zu erhalten; aber nur ein tätiges Leben hat für mich Wert; wünschenswerter als ein Dasein, in welchem ich, durch körperliche Beschwerden an jeder Arbeit gehindert, nur der Beseitigung und Milderung derselben leben müßte, ist der Tod. Deshalb unterziehe ich mich der Operation. Gelingt es, mich durch dieselbe wiederherzustellen, so will ich es dankbar annehmen; sterbe ich bei der Operation, was bei der Kunst Schönborns durchaus unwahrscheinlich, oder infolge der Operation, was in Berücksichtigung meines hohen Alters und meines gesunkenen Kraftzustandes wahrscheinlich, so will ich mit Ergebung mich darenin fügen; ich bin ja 72 Jahre alt geworden, also zu einem Alter gelangt, welches nur wenige Menschen erreichen. Da ich mich nicht darüber beklagen kann, in meinem Leben bis jetzt viele körperliche Beschwerden erlitten zu haben, so muß ich, wenn ich jetzt abschleife, mein Geschick als ein selten günstiges betrachten.“

Nach der Operation waren anfangs sehr günstige Aussichten vorhanden; der Telegraph brachte diese frohe Botschaft in die entferntesten Lande. Doch trat am dritten Tage ein Brülleiden ein; Jacoby hatte vor der Operation Recht gehabt — sein gesunkener Kraftzustand, sein hohes Alter waren den Anforderungen der Heilung und den hereinbrechenden Schmerzen nicht gewachsen. Als bald gewann der Kranke selbst die Ueberzeugung des tödlichen Ausgangs. Aber wenn auch hin und wieder die Beschwerden ein unwillkürliches Stöhnen ihm auspreßten, nie hörte man ein Wort der Klage; „wie oft habe ich,“ sagte er, „andere in diesem Zustande viel schwerer leiden sehen“, und nicht sich beklagte er, wohl aber die Aerzte, die für so geschickte und liebevolle Behandlung nicht durch die Freude des glücklichen Erfolges ihrer Bemühungen belohnt wurden.

Am 6. März, abends 6¼ Uhr, erfolgte sein Tod.

„Ein weiser und tugendhafter Mann ist dahingegangen,“ so klagt die „Wage“, und mit Recht — wir aber fügen hinzu das Wort:

„Er war ein braver Soldat im großen Befreiungskriege der Menschheit!“

Freiheit.

Die Freiheit läßt sich nicht gewinnen, sie wird von außen nicht erstrebt, wenn nicht zuerst sie selbst tief innen in eignen Busen dich belebt.

Willst du den Kampf, den großen wagen, so setz zuerst dich selber ein: wer fremde Fesseln will zerschlagen darf nicht sein eigener Sklave sein. Robert Pruh.